

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1931

187 (15.8.1931) Die Mußestunde

Barbar abseht, um ins Gesicht der Bande zurückzufahren, wo er sie vorher abgefecht hatte.

Jetzt kam die Eroberung Neworks. Man-Wu trat in der Reihe auf. Niemand stierte mehr als Troular — und dann war es phantastischer, als er es zu errömen gewagt hatte! Die Menge schob der Chinese Auto im Trümbhaug durch die Kneuen bis nach Park Lane, und dort gab es bei Weller, dem achtzigjährigen Millionär, ein Fest, von dem Amerika mehr als vierundzwanzig Stunden lang sprach. Aus allen Gegenden kamen Agenten und Direktoren. Ein Dollarregen ergoß sich über die kleine Man-Wu, und sie ertrag ihn mit der ästhetischen Schönheit der Platin. Sie sang und tanzte, sie wurde angebetet und wühlte in Luxus, und Monsieur Troular verdiente als ihr „Manager“ schweres Geld — besonders, als nach einem Jahre die große Tournee begann, die in Paris enden sollte.

Walter Anatole Perjisch.

Literatur

Alle an dieser Stelle besprochenen und angeführten Bücher und Zeitschriften können von unserer Verlagsbuchhandlung bezogen werden.

Die Länder der Erde in Natur, Kultur und Wirtschaft

Nam eine Wissenschaft ist für die Gegenwart so lebensnah wie die Erdkunde. Sie durchdringt das tägliche Leben und Geschick; ihre Bedeutung für Wissenschaft, Politik, Kultur ist fundamental. Für den modernen Menschen ist ein Verständnis des großen Geschehens in Natur, Kultur, Politik und Wirtschaft ohne genaue Kenntnis der erdunlichen Verhältnisse unentbehrlich. Die letzten 100 Jahre waren ein Zeitalter der Erforschung unserer Erde wie kein Jahrhundert zuvor; die Mächtigsten, geheimnisvoller Kontinente wurden gelüht, das Kanare des „Pazifiks“, die riesigen Gebirgszüge und Wälder Zentralasiens, die Probleme der Erdpole wurden durch gefahrvolle Entdeckungsfahrten aufgedeckt. Die Menge des durch sühne Forschungsreisen und größten Gelehrtenfeld gesammelten Materials war außerordentlich, in dem Reichum der Einzelheiten vermochte sich kaum der Geograph von Fing zurück zu finden, geschweige denn der wissenschaftliche Zele, der sich die Reinkate der Wissenschaft, die großen Zusammenhänge von Gestalt und Leben des Erdballs in leistungsfähiger Form zu eigen machen möchte. Die besten jüngeren Kräfte der deutschen geographischen Wissenschaft haben sich nun gemeinsam mit Vertretern dieser Wissenschaft in deutschsprachigen Auslands zu der Aufgabe bereit, die Erdkunde in den Dienst des praktischen Lebens zu stellen, ihre Kenntnis der Allgemeinheit durch ein neugeordnetes wissenschaftliches Material in großer Zahl zu vermitteln und über die Darstellung trockener Schulweisheit hinaus in klarer, lebendiger Form Aufbau und Leben der Erde darzustellen, die vielfältigen Beziehungen zwischen Natur und Mensch aufzulösen und zugleich Verkehrs- und Wirtschaftsstunde als Brennpunkte des modernen Lebens klarer in den Vordergrund zu rücken. Es ist heute eine Notwendigkeit für jeden, der über die engen Grenzen seines Daseins hinaus in die Welt will, sich die Erde zu seinem geistigen Besitz zu machen. Reisen, Völk- und Sprachkunde, die Kenntnis der Länder, Meere und Völker ist das Band, das den Einzelnen selbst mit dem fernsten Kontinent verbindet, das die Grundlagen für die Bedingungen des wirtschaftlichen, kulturellen und politischen Lebens schafft. Die Reise, die für den modernen Menschen unentbehrlichen Kenntnisse wahrhaft universell zu vermitteln, ist in vorbildlicher Weise das neue, prächtige illustrierte „Handbuch der geographischen Wissenschaft“, das unter Leitung von Universitätsprofessor Dr. Fritz Rühl und unter der Mitarbeit einer Reihe von Universitätslehrern und Geographen — es seien die Namen Behrmann, Dietrich, v. Drygalski, Lenz, Lohmann, Madach, Maul, Oberdummer, Schen, Schütz, Troll, von Sinter, Weagener genannt — bei der Akademischen Verlagsbuchhandlung Athenäum in Weisbaden erscheint. Man stoße sich nicht an dem wissenschaftlichen Titel, denn lebensvoll wie der Stoff ist die Darstellung im Handbuch, viele Kapitel des Wertes lesen sich geradezu spannend und geben Leben, der über oberflächliche Schilderungen hinaus das Wesen der Dinge bringen möchte, eine Schilderung von besonderer Eindringlichkeit. Nicht nur dem Geographen und der Schule, für die das Handbuch naturgemäß das Standardwerk ist, sondern in weitem Maße auch dem Kaufmann und Industriellen, dem politisch interessierten Menschen dient das Werk. Auch dem Naturfreund, dem an die Schöne gedankenen Menschen erschließt das Werk die Wunder der Welt und entwirft ihn der Erde des Daseins. Nicht zum mindesten trägt dazu das herrliche Bildwerk des Handbuchs bei, das an Abwechslungsreichtum und Schönheit der Wiedererzählung fesselt; man wird in der gesamten erdunlichen Literatur in der ganzen Welt vergeblich nach etwas Ähnlichem suchen. Erdkunde ist vor allem eine Wissenschaft des Sehens; so sind jeder Reisezug — das Werk erscheint in monatlichen Lieferungen und ist daher auch für einen kleinen Geldbeutel erschwinglich — große farbige Bilderergaben von Landschaftsgemälden betagenden, deren Naturnähe und künstlerische Reproduktion ausgezeichnete Leistungen der Landschaftsmalerei und deutscher Reproduktionstechnik sind. Dazu in großer Fülle die höchst lehrreichen 3. 2. größeren Textabbildungen, von denen das ganze Werk mehrere tausend haben wird. Sie dienen alle sowohl der wissenschaftlichen Erkenntnis wie dem Schönen, denn fast zum halben ist die Erdkunde auch eine ästhetische Wissenschaft. Und man kann sich wohl denken, daß dieses Werk auch für die einbildungstarke heranwachsende Jugend das interessanteste Buch in Vaters Wälderschatz sein wird, also zu den wenigen Wälderschatz gehört, die nicht trotz Kapital und sonstigen Eitelkeit eine lebendige Bildung für eine neue Generation besitzen. Natürlich ist das rein erdunliche auch reich befaßbar; überall finden sich (in Gesamtheit etwa 1000) die kleinen und größeren Karten, die Qualitätsleistungen der modernen Kartographie darstellen. — Der Eindruck dieser Neuerscheinung ist sofort: beste deutsche Bearbeiter, sowohl in wissenschaftlicher, kultureller, künstlerischer und technischer Beziehung. Man sollte sich von seinem Buchhändler einmal das Werk zur Ansicht vorlegen lassen; es ist eines der wenigen, bei denen sich ein Kennenlernen wirklich lohnt.

Mutter- und Kinderland. Ein monatlicher Ratgeber für Mütter und Kinderfreunde, Preis 3 M. 0.75. — Die Zeitschrift „Mutter- und Kinderland“ (Sofar-Verlag, Berlin W. 57), die bekanntlich in vorbildlicher Weise Müttern und Jugendberatern ihr verantwortungsvolles Amt erleichtert und ihnen so manchen wertvollen Ratgeber zu geben weiß, bringt im Augustheft unter anderem einige überaus schätzbare Beiträge über „Kindererzieher, Säuglingspflege und Kindererholungsheime“. Auch die immer sehr beliebten praktischen Räte für die Hausfrau und Mutter

lesen wird. — Eine weitere Empfehlung hat die Zeitschrift erhalten durch die Aufnahme einer Kinderbeilage, die von der bekannten Rundfunkstimmliche Ursula Herz zusammenstellt, allen Kindern viel Freude machen wird und den Müttern Anweisung gibt, wie sie ihre kleinen Quälgeister beschäftigen können. Aus dem Inhalt: Josefa Weh, Kindererzieherin — Dr. med. et. phil. G. Weimann, Das Wunder der Säuglinge — Dr. Jule Reide, Als Mutter im Kinderheim — Unsere künftige Wohnung — Scherentagen oder nicht? — Ein Kindererzieher: Wir feiern Feste, Gewinne und Preise — Unser Festspiel.

Magazin. Die August-Nummer des „Magazin“ steht nicht wie sonst unter dem Signum der Räte-Nummern, sondern bringt eine Fülle von Artikeln, die jeden interessieren. Da ist „Der jüngste Tag“, eine interessante Abhandlung über die Möglichkeiten des Weltunterganges. Da sind „Frauen ohne Nerven“, eine Geschichte der berühmtesten Epioninnen des Weltkrieges. Da ist eine psychologische Studie über „Gut und Charakter“, die jedem zum Nachdenken gibt. Das Fest vermittelt uns eine der währenden Photogrammen Zeitschrift „Kleine Biermann“. Die Schauspielerin Carla Barthelemy führt uns auf „Winnetou's Pfad“ zu den Indianer-Reservationen Amerikas und eine Witzfolge „Wie sie ins Wasser gehen“ führt uns an den Strand des Meeres. Neben der kleinen photographische Sonderausstellung, die die Zeichnungen des Magazins bieten, geben eine Reihe von amüsanten Zeichnungen und Novellen dem Fest eine ungemene Vielseitigkeit. „Novo“, „Me und Sie“ und die Zweifelsbilder dürfen natürlich nicht fehlen.

Käselecke

Süßbrot-Käselecke.

1	2
3	4

1 und 2 Malgerät, 3 und 4 Widerball, 3 und 2 Tier, 4 und 1 Komposition.

Unterstell-Käselecke

Die Dichternamen: Sturm, Seine, Lohmeyer, Strachwitz, Eichendorff, Droste, sind so untereinander zu bringen, daß von oben nach unten eine Buchstabenreihe entsteht, die einen neuen Dichternamen nennt.

Käseleauslösungen

Käselehafte Aufschriften: Den Geschichten hält man wert, den Ungelesenen niemand beehrt.

Was du heute tun kannst, verschiebe nicht auf morgen.

Namen-Käsele: Erwin.

Richtige Lösungen sandten ein: Julius Grimmer, Karlsruhe; Karl Ungerer, Spielberg.

Witz und Humor

Amerikanische Geschichten

Karriere. Ein großes Hotel in Newyork sucht einen Geschäftspublik.

Ein Mann ohne Kragen, in gestickten Hosen und zerfetzten Schuhen meldet sich. Er wird engagiert. Der Geschäftspublik macht sich feuchend an die Arbeit.

Der Hoteldirektor, der einen Rundgang durch seinen Betrieb macht, sieht den traurigen Geschäftspublik. Er tritt an ihn heran, legt die Hand auf seine Schulter und tröstet:

„Sehen Sie, mein lieber Freund, ich habe als Geschäftspublik angefangen — und was bin ich jetzt? Hoteldirektor! So ist es in Amerika!“

Da antwortete der Geschäftspublik: „Sehen Sie, ich habe als Hoteldirektor angefangen — und was bin ich jetzt? Geschäftspublik! So ist es in Amerika!“

Chicago. In Chicago unterhalten sich zwei Gentlemen.

„Wissen Sie schon“, sagte der eine, „unser Bekannter, Mister Peabroter, der jetzt mit seiner Frau eine Reise um die Welt macht, ist in Schanghai von Banditen überfallen und beraubt worden!“

„Deshalb braucht der Mann doch nicht erst nach Schanghai zu fahren!“ antwortete der andere.

Zeitlichkeit. Mommsen, der berühmte Historiker und Philologe, war sehr zerstreut.

Eines Tages, in der Trambahn, legte er seine Brille, entgegen seiner Gewohnheit, auf seine rechte Seite, holte ein Manuskript aus der Tasche, um es zu lesen und suchte die Brille auf seiner linken Seite vergebens.

Ein Kind, das zu seiner Rechten saß, reichte ihm schließlich schüchtern die Brille.

„Oh! Vielen Dank, liebes Kind!“ sagte Mommsen, sehr zufrieden, „wie heißt du denn?“

„Anna Mommsen, Papa.“

(Aus der letzten erschienenen Nr. 31 der bekannten „Luftigen Blätter“ (Verlag Dr. Sells-Gosler A.G., Berlin SW. 68). Das Heft ist zum Preise von 50 Pfennig überall zu haben.)

Verantwortlicher Schriftleiter: Redakteur H. Winter, Karlsruhe.

Die Mußbestunde

Zur Unterhaltung und Belehrung

33. Woche 51. Jahrgang Unterhaltungsbeilage des Volksfreund Karlsruhe, 15. August 1931

Note Ebbe - rote Flut!

Wir sind die Wogen,
Wir sind die Wellen,
Wir weichen nur
Um erneut vorzuschwellen!
Zubelt doch, jubelt!
Ihr jubelt zu früh!
Wir sind Meer!
Uns dämmt ihr nie!

Hört ihr die Wasser?
Sie spülen und pülen,
Sie wühlen und wühlen,
Sie rütteln am Grund!
Hört ihr die Wasser?
Fühlt ihr euch sicher?
Zubelt doch, jubelt!
Es kommt un'ere Stunde ...

Wir sind die Wogen,
Wir sind die Wellen
Wir weichen nur
Um erneut vorzuschwellen!
Wann eure Dämme —
Die reihen wir nieder!
Wir sind die Wogen,
Wir kommen wieder!

Tutt, ein Wirtler.

Josef Frick

Von Friedrich Franz von Unruh.

Anfang April 1902 kam Lux Rapp, ein Soldat, zum Bischof von Speyer. Er bat um Gehör; er gab an, daß ein „Bundschuh“, ein Bauernaufstand im Ganzen. In Bruchsal, Ober- und Untergrumbach sei der Herd der Verschwörung; auch Weingarten, Bretten und Pforzheim seien, soviel er erfahren habe, im Spiel. Man hoffe, alle Bürger würden, wenn es losgehe, mittun; man wolle die Obrigkeit, Priester und Adlige, kürzen, die aber, die sich sperrten, erschlagen. Im Elß würden Truppen bereit, die Schwelger selbst Hilfe versprochen. Tausende seien im Bund.

Der Bischof glaube ihm nicht. Das war ein Märchen; ein Trid, um Geld zu bekommen. Wie sollte plötzlich aus heiterem Himmel, ohne sichtlichen Grund Aufruhr entstehen, ohne daß ein Vogt etwas abrite; nun gar in dem Ausmaß, wie der Mann das behauptete! Er entließ ihn. Rapp forschte weiter; bald kehrte er mit genauer Nachricht zurück. Er nannte den Führer, den Zeitpunkt; er bat, seine Warnung nicht zu mißachten. Dennoch wies man ihn ab. Da kam ein Alarmruf: ein Amtmann bestätigte die Gefahr. Nun entschloß sich der Bischof; Beauftragte sollten die Rädelsführer, zwei Schloßknechte in Obergrumbach, einen Bauern im unteren Dorfe, verhaften. Sie ritten zum Schloß, um die Knechte, die Schuldigten, wie sie meinten, zu fassen. Einer entkam; der warnte den Bauern; so floh auch dieser — das Haupt der Verschwörung, der zäheste, klügste, bekennenste Bundschuhführer, der Ahnherr des Bauernkrieges: Josef Frick.

Als dann durch Gefangenenaussagen der Umfang des Aufruhrs herauskam, trief die Obrigkeit wie in Speyer, so auch im Elß, in Baden, der Kurpfalz durch. Einmütig in ihrem Schreden, erwirkten sie ein gemeinsames Vorgehen; der Kaiser bestimmte die Strafen. Die Verschworenen wurden, soweit man sie fims, wegen Hochverrats hingerichtet, ihre Güter beschlagnahmt, ihre Kinder verbannt. Den Mitwissern wurden die Schwurkneuer abgehakt, die Verschwommenen ausgewiesen. Kein Richter durfte milder verfahren. So hoffte man jeden Widerstand, jeden Hang zur Empörung zu brechen.

Neun Jahre sind seitdem verstrichen. Josef Frick ist allen Dächern entschlüpft. Er wohnt jetzt in Leben im Breisgau, unweit Freiburg, im Rheintal. Was plant er? Man weiß es nicht. Den Bauern geht es über denn je. Selbst die Kurfürsten finden, der

„gemeine arme Mann“ sei mit Diensten und Lasten derartig beschwert, daß es auf die Dauer untragbar werde. Aber nichts erfolgt; die Not wächst und wächst. Der Kaiser braucht Geld, der Adel braucht Geld. Wer zahlt? Der Bauer, das städtische Proletariat. Die Steuern lasten mehr auf dem kleinen als dem großen Besitz; aller Druck geht nach unten. Zur öffentlichen kommt die inoffizielle, private Bedrückung. Wohl ist Landfriede ausgebrochen; doch wer kehrt sich daran! Ungefragt treiben „Bedenerer“ ihr Wesen. Das Volk wird beraubt und gekünder. Machtlos steht der Kaiser dem zu; seine Verbesserungsvorschläge scheitern. Was ist da zu hoffen. Ueberall, in Süds- und in Westdeutschland gärt es.

Josef Frick hält sich still. Ist er müde geworden? Durch die Jagd, die ihn beste, zermüht? Zweifelst er am Erfolg? Nichts davon; niemand dient dem Bundschuh getreuer; kein Festschlag erschreckt ihn. Das Wort, auf das 1493 Hans Ilman starb, der Bundschuh werde wiederkommen, hat in ihm den Volkstredner. Er zweifelt nicht, sondern wartet. Er harret seiner Stunde. 1502 hat Berrat ihn besiegt. Der Bund war zu groß, zu viele wußten Bescheid. Man muß heimlicher vorgehen; jede Boreiligkeit wäre fahsch. 1509 bricht in Erfurt ein Aufstand aus, 1512 in Speyer und Regensburg. So rührt sich nicht. Er muß erst die neue Umgebung, Menschen und Verhältnisse kennen. Die Not ist zwar überall ähnlich, aber doch nicht ganz gleich; jeder Ort hat besondere Beschwerden. Die muß er wissen; denn diesmal wird er nichts Allgemeines, nichts Vages fordern, sondern das Konkrete und Kläglich. Er hat aus dem Miseserfolge gelernt. Er baut nicht mehr auf die vielen. Ein paar hundert das reicht. Wenn sie nur handeln und schweigen.

1513. Es ist soweit. Er hat jetzt mit Land und Leuten Kontakt; nur wer er ist, weiß niemand. Die Ortsbererschaft hat den Bundschuhführer im Dienst; als Bannwart. So wenig ist dieser Revolutionär zu durchschauen; so sehr hält er sich um des Zieles willen im Baum. Doch jetzt ist der Moment für ihn da. Er spricht einen Bauern im Dorfe an; ob er helfen wolle, ihre Lage zu bessern. „Denn du sehest, wie es uns geht, daß wir heute um dies und morgen um jenes kommen, und daß man uns unreife alten Bräute und Rechte nicht läßt.“ Dann nennt er, als jener bereit ist, nach und nach seine Pläne. So macht er es mehrfach, gewinnt eine Anzahl, erlauernd den Vogt, selbst den Pfarrer. Er hat nicht viel Mühe, es bedarf kaum der Worte. Jeder kennt ja das Elend; den Druck der Herren, die Schuldenlast und ein hartes Gericht; auch die Ausbeutung durch die Kirche. Schlimmer noch als die materielle ist die seelische Not. Der Bauer gilt vielen als Vieh, als Sklave, den man tritt und bedröht.

Aus Leid und Zorn erwächst das Programm. Man will nur noch Kaiser und Papst gehorchen. Man erkennt die Regierung, nicht die Fronherren an; denn der Leidsberg sowohl wie der Fronherr üben dauernden Zwang. Die Frondienste sind nur dem Recht nach beschränkt, nicht in Wirklichkeit. Gegen Bettelloben muß der Bauer sie leisten. Derweil bleibt sein Feld unverkrat, die Ernte verkauft. Die Verschuldung steigt; nur ein Neuberstes kann hier noch helfen. Josef fordert; kommt die Zinsenlunne dem Hauptgut gleich, ist also, was geborgt war, gezahlt, soll die Schuld „ab sein“. Zukünftig soll der Zinsfuß nicht höher liegen als fünf Prozent. — Aufreißend wirkt, wie in dieser Zeit die Kirche gedeiht. Sie schwelgt in Reichtum, sie häuft den Besitz. Sie nimmt selbst von Armen den „Zehnten“. Das Kirchengut, sagt der Bundschuh, soll eingeschränkt, der Ertrag aufgeteilt werden.

Am drüdensten ist die Rechtswirklichkeit. Früher kam der Bauer vors Dorfgerecht, dort kannte man seine Lage; demgemäß war das Urteil. Jetzt zerrt man ihn oft vor das Hofgericht, wo Juristen, nicht Bauern entscheiden; nach römischem, nicht nach deutschem Gesetz. Wie soll das der Dörfler verstehen! Obendrein ist der Spruch oft parteiisch. Das weckt Protest; man will dort, wo man wohnt, vor Gericht stehen. Ein anderer Punkt ist die Jagd. Die Felber stehen jedem Wildschaden offen. Sauen und Hirsche zerstampfen sie. Wehe dem, der sich wehrt. Er wird iber bestraft, wird entmannt, wird geblendet. Das Wild, sagt der Bauer, soll frei sein.

Joh fordert Frieden. „Einen beständigen Frieden in der ganzen Christenheit“. Wer Händel sucht, kämpfe auswärts: gegen Türken und Heiden; man wird ihm das Reisegeld geben. Gefinnungsgenossen, so schließt das Programm, will man schüßen, alle andern erschlagen.

Ist das rechtlich? Einer wendet sich an den Pfarrer. Der sagt, der Bundschuh sei ein „sittliches Ding“. Die Gerechtigkeit werde siegen. Gott wolle es. Nichts anderes versichert auch Joh. Die Lehre des H. B., auf verschiedenen Wegen, durch Selten, von Mund zu Mund ausgebreitet, erwacht. Der Landtsknecht, der im Ausland gekämpft hat, der Bauer auf der Scholle blickt auf. „Sittliche Gerechtigkeit“, das ist allgemein ein Begriff. Ein Mensch gilt dem andern gleich, einer soll den anderen lieben, nicht quälen, nicht leiden machen. Das hat Christus gelehrt. Was aber geschieht? Unrecht auf Unrecht. Die Obrigkeit trägt die Schuld; sie ist teuflisch, nicht christlich. Sie stürzen, ist Gehorsam vor Gott, ist Verpfändung, ist Recht. Brauchte es noch ein Band, diese Menschen zu einen, hier ist es; Joh gibt seinem klugen, begrenzten Protest die entflammende Lösung: Nichts denn die Gerechtigkeit Gottes!

In Deutschland war nie Mangel an Schwärmern; an Menschen, die Unmögliches wollten; die eifrig, mit viel Geschwätz, wenig Geist agitierten; ein neues Reich, eine neue Ordnung freigelegt aus dem Unkraut vertrieben. Das war nicht Joh's Art. Praktisch, das Nützlichste bedenkend, verfolgt er sein Ziel; ruhig und klar; listig, überredend, gewinnend; „wohl wissend, wo den armen Mann der Schuh drückt“. Das aber zeigt erst den Führer, daß er sein Programm — materielle Beschwerden — im Geiste u. veranfert; als sittliche, religiöse Mission. Das erst gibt dem Bundschuh den wahren, mitreisenden Schwung.

Es sind eint und vierzig Verschworene bis es losgeht, hofft man, noch mehr. Dazu Landtsknechte, Bettler und Gaukler. Auch wohl Bruchfaler Freunde, die 1502, an Leib oder Gut bestraft, aus der Heimat verbannt sind, die nun unsterblich umherziehen. Von Brüden aus dem Elb- kommt Hilfe. Mit Freiburg hat man Fühlung genommen; viel ist nicht erreicht — immerhin, ein paar Leute sind sicher; einer soll Feuer legen, dann wird man, während alles dorthin eilt, stürmen, die Wächter bezwingen, die Stadt überwinden. Kein Zweifel, daß die Orte im Umkreis, sobald sie Erfolge sehen, mitgehen. Rings wartet man ja auf Befreiung. Wenn die Fahne nur fliegt, wird man siegen.

Die Fahne — ein mystisches Zeichen: der Inbegriff allen Hoffens. Man erwartet sie wie ein Wunder. Das Tuch ist von Joh schon besorgt: Seidenstoff, weiß und blau. Im Blau wird ein Kreuz stehen, daneben der Bundschuh: ein Schuh, wie die Bauern ihn tragen, mit langen Riemen; das Sinnbild des Aufstands. Auf der andern, weißen Seite: ein Kreuz, Maria und Johannes darunter; Insignien oder Bilder von Kaiser und Papst und ein kniender Bauer. Wer aber — malt das? ein Bundschuh, ein Aufrufsbanner? Der Freiburger, den man bittet, lehnt ab. Er schilt den Boten; „Bundschuh“ — darauf steht der Tod. Ohne Fahne aber kein Aufstand; sie ist das Symbol; Joh braucht sie, um die Bauern zu sammeln. Was tun? Soll sie werden wie damals, in Bruchsal? Da fehlte die Fahne und man verlor deshalb den Termin. Das rächte sich, nun war Zeit zum Rerat. Also Eile! Doch der neue Versuch, den Joh selbst unternimmt, mißglückt. Er jagt einem Maler, der in Leben die Kirche freilegt, einer wolle ein „Fähnlein“, ob er das malen könne. — Was denn draufkommen sollte? „Ein Bundschuh“. Entsetzt fährt der auf. Nicht um alles in der Welt wolle er damit zu schaffen haben. Da herrscht ihn Joh an, ihre Rede solle nur die Luft und die Erde wissen.

So kommt man nicht weiter. Doch Joh ist, bemerkt der Chronist, „in dieser Erzählerei ganz ertrunken gewesen und zum dritten Male gefahren“. Er geht nach Heilbronn, besucht einen Maler und gebraucht eine List. Er habe, erzählt er, im Drang einer Schlacht eine Wallfahrt gelobt, und als Weihgeschenk eine Fahne. Da solle nun dies und das, was er ausführlich nennt, hinauf. Auch ein Bauernschuh als Besiehung zu seinem Vater. Der sei nämlich Schuster; nebenher Gastwirt, und führe einen Bundschuh im Schild. Der Maler sagt zu; er malt die Fahne. Joh holt sie und brinat sie im Wams verdeckt heim. Alles ist fertig. Noch einmal kommen die aus Leben zusammen. Abends, als es dunkel wird, gehen sie, jeder für sich, aus dem Dorf, über die Dreifam zum nahen Wald. Dort liegt ein Feld: die „Hartmatte“; hier treffen sie sich; drei Auswärtige sind dabei. Die Maßnahmen, die noch nötig sind, werden durchgesprochen, die Forderungen bestimmt, die Führer gewählt. Das Lösungswort wird vereinbart, nun auch der Termin. Es ist Ende September, am 9. Oktober, auf der Kirn in Biengen soll das Banner entfaltet werden. Bis dahin bleibt noch Zeit für die Werber.

So kommt der Oktober. Die Bundschuhler sind in heftiger Spannung; der Tag der Entscheidung ist nah. Da ereilt sie — in letzter Minute — das Unheil. (Schluß folgt.)

So ist das australische Heim

Von Kurt Offenburg

Die erste Heberziehung

Ich band eine Schürze um den Dinerdreh und trocknete Teller, Besteck und Gläser, die die Hausfrau mir reichte. Nicht zu helfen, wäre unbillig gewesen. Da sie, in großer Toilette und nur die Kermel des Spitzenkleides ein wenig aufgetrennt, vor dem Wasserstein stand und das Geschirr reinigte; wie hätte ich mich da drücken können? Es war selbstverständlich, zu helfen.

„Komische Zumutung für einen Gast“, wußt du lagen und deine logische Folgerung als Europäer wird sein: „Wahrheitlich finanziell etwas herunter gekommen, diese Leute“.

Weder das eine stimmt, noch das andere. Da in neunzig von hundert australischen Haushaltungen keine Dienstboten beschäftigt werden, ist es nur selbstverständlich, daß der Vater, Töchter oder Söhne selbst zugreifen. Und, wenn kein Mann da ist, bleibt es Pflicht des Gastes, der Hausfrau zu helfen. Da es sich um eine Selbstverständlichkeit handelt, würde es keinem Menschen einfallen, darüber zu sprechen. Nur mir Europäer, der hier seine erste Erfahrungen gewann, kam das Ganze sehr komisch vor.

Da war ein entzückendes Heim, Einfamilienhaus, mit Möbeln aus dem Frankreich des 18. Jahrhunderts (eine Seitenbank und kaffeebraunes Verhängen in Australien), ein hübsch gepflegter Garten mit dem Blick auf die See, ein Auto und die dazugehörige Garage. Da waren sechs Räume, meist über den Durchschnittsgeschmack eingerichtet, eine lustige Halle und eine weite Veranda der Wasserfront zu; und die Dame des Hauses und ihre Tochter, sie wirtschafteten hier ohne Dienstboten. Sie hielten das Haus in Ordnung, kochten das Essen, servierten es selbst und verrichteten die größte Küchenarbeit; sie pflegten den Garten, half Blumen, half Gemüse, und obendrein hatten sie jede Woche noch zwei bis drei Mal Gäste zu Tisch.

Dann war ich in anderen australischen Heimen, bei Familien, die Kinder hatten und die Hausfrau dennoch ohne einen Dienstboten auskam. Gewiß, die Schulpflichtigen sind die Woche über in der Boarding School und die Kleineren im „Kindergarten“ (der Ausdruck ist unverändert aus dem Deutschen übernommen) den Tag über. Aber abends müssen sie wieder abgeholt werden, und ein Mehr an Arbeit verurteilen sie dennoch. Auch in diesen Familien die gleiche Erscheinung: keine Hausangestellte. Dabei hatte jede ihr Einfamilienhaus, auch der Arbeiter und jedes zweite ist nicht gemietet, sondern Eigentum. (Die wenigen hundert Familien, die in logen, „Flats“ leben — Zwei- bis Sechszimmerapartements, meist eingeschlossen in Wohnkerngruppen — bleiben belanglos, da sie nicht typisch sind für australisches Leben.)

Die zweite Heberziehung

„Es sind nicht die Löhne, die die Dienstbotentage bestimmen“, sagte man mir immer wieder, „Wenn wir die richtigen Hausangestellten hier bekommen könnten, oder ...“

Aber: erstens ist ein Mangel an weiblichem Hauspersonal, zweitens sind sie unzureichend geschult. Das Mädchen, das von Europa nach Australien kommt, wird in der Regel nur eine kurze Zeit Hausangestellte bleiben? Bald weiß sie, daß als Verkäuferin, Probirarbeiterin oder — wenn die Fähigkeiten ausreichen — als Büroangestellte das Leben „erträglicher“ ist. Nicht, daß als Hausgehilfin das Leben gerade viel schwerer wäre (auch sie genießt den Schutz der 44- oder 48-Stunden-Arbeitswoche); aber es liegt in der menschlichen Natur, daß jeder so viel vom Leben an Genuß eragieren will als möglich. Und da das Vergnügen für die Mehrzahl der Menschen nach Geschäftsabschluss erst beginnt, so ist es besser keine Hausangestellte zu sein und jeden Abend frei zu sein. Das ist verlockender als ein freier Tag in der Woche und vierechtmäßig einen halben Sonntag. Ueber diese geschickte Regelung hinaus, gibt es noch klügelnde Vereinbarungen, daß man vom Hauspersonal ja nicht zu viel verlangt. So ist es ihnen gegenüber nicht „fair“, wenn man in einer Woche allzuvielen Gästen hat; und ich konnte verschiedene Male beobachten, daß die Freunde statt ins eigene Heim ins Hotel zum Diner geladen wurden.

„Sie müssen schon entschuldigen“, sagte man, „aber ich kann es meinem Personal nicht zumuten, wir hatten schon drei Mal Gäste diese Woche“. Nach einigen Monaten findet man auch das selbstverständlich. Nur muß man erst begriffen haben, daß Australier der soziale Erbe der Welt ist; ohne die trasse Kluft zwischen Besitzendem und Besitzlosen; ein Land, wo man arbeitet um zu leben und nicht lebt um zu arbeiten.

Welche Löhne werden nun den Hausangestellten bezahlt? Sie schwanken in den einzelnen Staaten um ein geringes. Ihre Festsetzung erfolgt, ebenso wie Arbeitszeit und Freitage, durch Vereinbarung zwischen Gewerkschaften und Regierung. Die hier angegebenen Ziffern sind nur Grundlöhne (in vielen Fällen werden 10 bis 15 Schillinge darüber hinaus mehr gegeben). Es bekommen wöchentlich (umgerechnet in Mark): ein Hausmädchen 52,75, eine Köchin 65.—, eine besonders gelehrte Köchin dagegen ist „a pearl beyond price“; eine parlour-maid erhält 60.—, wofür sie die

Wohnräume in Ordnung hält (die Schlafzimmern sind das Reservat des Hausmädchens), den Gästen die Türe öffnet und das Essen serviert.

Einer solchen Angestelltenjahr begegnet man natürlich nur in sehr wohlhabenden Häusern. Kommt dazu noch der Chauffeur mit rund 100.— wöchentlich, so beträgt das Wochenbudget ohne große Anstrengung etwa allein für das Hauspersonal 400.— M.

Wie gelangt man zum Dienstboten? Man sucht ihn in den Zeitungen, und nur etwa ein Prozent davon haben drei und mehr Angestellte. Die Regel dagegen ist, daß wöchentlich einmal ein Gärtner kommt (A 16,50 bis 18.— für 8 Stunden), die Keinemachende und die Waschfrau. Sie erscheinen vor dem Frühstück, erhalten alle Mahlzeiten einschließlich Morgen- und Nachmittagskost und beziehen für 8 Stunden zwischen zehn und vierzehn Schillingen. Diese Löhne gelten für die Staaten Neu-Süd-Wales und Queensland, während sie in Victoria um 10 und in West-Australien um 20 Prozent höher sind. Für die Städte versteht sich, während für die Backcountry, für das Land, noch höhere Löhne bezahlt werden müssen, um überbaute Leute bekommen und — halten zu können.

Die Wohnhäuser sind meist eingeschossig, mit Wellblechdach, vielen Fenstern und immer einer Veranda. Sie dient in den heißen Sommermonaten — Mitte Dezember bis Mitte März — als Schlafzimmern, wie überbaute aus-door-life (Leben vor der Tür) eines der charakteristischsten Merkmale australischen Daseins ist. Nur die im letzten Jahrzehnt erbauten Häuser sind häufiger aus Stein und mit Ziegeldächern, aber das Holzhaus, serienweise in verschiedenen Typen hergestellt, herrscht noch immer vor. Sie unterscheiden sich von den amerikanischen Bungalows, daß jedes ein Stück Garten hat und sie nicht aneinander geklebt sind wie „drüben“.

Das Heim im Busch

Ich war auf großen Schaftstationen, war bei Farmern, die 20 000 und 30 000 Rinde ihr eigen nennen; und die Hausfrau stand hinter dem Herd und der Mann hatte das Feuerholz. Wenn in solchen Häusern keine Dienstboten sind, so erst recht nicht im Heim des mittleren und kleinen Siedlers.

Der australische Mensch will in der Stadt leben, und keine Hausangestellte würde freiwillig in die „Widow's“ geben, viele Meilen ab von der nächsten Townshin (Ortschaft) und 18 bis 35 Stunden Eisenbahnfahrt bis zur Großstadt. So ist die Familie im Busch, selbst wenn sie es sich leisten kann, durchaus auf sich selbst angewiesen (sie sind schon glücklich, wenn sie genügend Farmarbeiter bekommen), und die Kleinen helfen schon tapfer mit der kleinen täglichen Arbeiten. Das Buschkind, es bekommt keine Schulerziehung wie das Großstadtkind; und wo die Siedlungen allzu weit auseinander liegen (die Kleinen kommen auf einem Bonno, oder mehrere zusammen im Auto zur Schule), haben sie nur halbwochentlichen Unterricht, da der Lehrer die restlichen drei Tage in einem anderen Bezirk lebt.

Diese Familien, isoliert von der Außenwelt, haben nichts als ihre Arbeit, ihr Heim und Sonntags die Kirche. Obwohl sie oft viele Meilen entfernt ist, würde kein Buschmann den Gottesdienst veräumen: die öffentliche Moral wirkt sehr streng, und einer weiß genau das Leben des anderen, trotz der oft gewaltigen Entfernungen zwischen den einzelnen Siedlungen.

Es scheint ein seltsamer Widerspruch, daß diese Menschen ihr Heim nicht gemüßlich ausgestatten. Man findet, selbst auf großen Stationen, die wohlhabenden Leuten, eine Dürftigkeit an Möbeln und einem Mangel an Bequemlichkeit, der dem Europäer immer fremd bleiben wird. Nicht die Möglichkeit, reich vom Land weg in die Stadt zu ziehen, scheint mir das Entscheidende, sondern die Ueberlieferung der frühen Siedler, der noch immer lebendige Wirtsgast, der sich selbst da mit dem Notwendigsten begnügt, wo er ein Mehr haben könnte.

Tanz durch Amerika

Chinesische Kräfte gibt es genug. Im Tanzhaus „Shanghai“ dream“ hatte man oft genug Afiaten beschäftigt. Aber eine frisch eingeschmuggelte Chinesin, die alles tat, was Fu Young, der Wirt wollte, sie sang und tanzte, immer lächelnd, kein Wort amerikanisch sprach, nicht auf diese idiotischen „Rede aller amerikanischen Bürger“ dachte und obendrein schon war, wie eine Aseelblüte. . . nun, sie machte Fortzue, vor abends um neun bis nachts um eins, vorn im Saal, wo zuweilen weiße Kulis ihr Geld ließen, wo wütige Moneymaker „Sitzonensimonade“ tranken, gelbe, perlende und weiß schäumende, von der man im Kopfe so ein feines Summen verspürte und im Verzen ein Verlangen. Und unten im zweiten Keller — man mußte zwischen gestapelten Limonadenflaschen hindurch auf einen Knopf drücken; dann schob sich ein Regal nach vorn; dahinter lag müdes Dämmern — in diesem Keller also, ab ein Uhr nachts, wenn die Balken in Kreisel und blumigen Kundungen hochstiegen, fielen Gelde und Weiße nach den Tänzen Man-Wus auf das Lager. Sie lächelte und reichte die Pfeifen, ohne ja selbst einen Zug zu nehmen, und die Gäste schiefen schon. . .

Fu Young galt als einer der reichsten und mächtigsten Männer in Chinatown. Deshalb gehörte er dem Mi-Tong an, jener

mächtigen Seite, die das Chinesenviertel Chicagos regierte, und deshalb konnte er auch bekannt geben: Wer es wage, sich rivat Man-Wu zu nähern, der sei der Gerichtsbarkeit des unbekannten Drachen verfallen. (Die Chicagoer Polizei kennt den „Wohltätigkeitsverein Mi-Tong“ als ein Unternehmen, das für Bedürftige große Mittel stiftet). Jeder würde nach dieser Warnung handeln, das wußte auch Bernard, der Saxophonist.

Als einer der minder zahlreichen guten Zufälle seines Lebens erschien es Bernard, als sein alter Freund Trolard, mit dem er in Paris vergeblich, doch amüsiert studiert hatte, ins Haus geschickt kam, ihn sofort erkannte und die Geschichte eines Selbstmademan zu erzählen hatte: Trolard war künstlerischer Leiter der Revue Smith und Co. (Frau Smith hatte ein Fräule für junge Franzosen). Mister Smith aber war des Treibens müde geworden, hatte den Raben an Mister Carlsson verkauft, und Mister Carlsson hatte gesagt: „Mister Trolard, Sie habe ich noch nie arbeiten sehen. Eine künstlerische Leitung muß doch entdecken Stars, damit wir können machen Refame und Ziegfeld übertrumpfen. Bringen Sie mir in zwei Monate eine garantiert neue Star, weiß, Sie weiter sein engagiert. Bringen Sie keine, Sie können anderswo leiten künstlerisch“. Bernard konnte auf die Erzählung nicht antworten; er mußte spielen — und jetzt sah Trolard Man-Wu. Weiß der Teufel, es schien, als lächle ihm Verbeißung aus ihren Augen.

Am nächsten Vormittag war Bernard überrascht, von seinem alten Freunde aus dem Bette geholt zu werden. Sie fuhr nach Colls Land, einem Ausflugsort, und da kam der Revueonkel mit der Sprache heraus, „Unmöglich!“ schrie Bernard, erklärte die Sache mit den Tongs, erzählte, wie oft in einer Woche die Polizei nach Opium suchte und immer nur Dollars finden könne. . . kurz und gut, das solle er sich nur aus dem Kopfe schlagen. „Tausend Scheine“, sagte Trolard, „und als Saxophonist in die Revue!“

„Unmöglich!“

Zwei Stunden saßen sie, drei. . . Dann ging es zurück. Der Mann von der Revue führte ein Telefongespräch mit Carlsson. Gut, doch was sind fünftausend Dollar für einen Mann wie Fu Young? Was aber sind sie für den Halbschmelzen und Stiefelbuxer Sherman, der einen alten Sah spazieren führt? Genug, um ein Duzend beherzte Kerle aus den „Gangs“, der Verbrederequie, herbeizuholen und einen Plan zu schmieden!

Sherman? Viele waren der Meinung, dieser Mann sei der natürliche Sohn Fu-Yongs. Andere teilten den Standpunkt Fu-Yongs, der sich zudem auf ein politisches Protokoll stützte: Nicht er, sondern sein vor zwei Jahren verstorbenen Tellerwäscher A trage die Verantwortung, die niemand im übrigen für schwerwiegend hielt. Außer Sherman, der das Unglück spürte, einen amerikanischen Namen zu tragen, ohne Amerikaner zu sein, und die Seele des Mongolen zu haben, ohne von den Wfaten in ihre Tongs oder Familien aufgenommen zu werden, ausgeschlossen von zwei Rassen. . .

Eigentlich war der Plan einfacher, als er sich erzählen läßt. Er war tollkühn. Sechs Boos, reichlich mit Geld versehen, ließen sich von einem Chinesen einführen. Im zweiten Keller brachte es einer fertig, einige chinesische Broden mit Man-Wu zu wechseln, denn er traf sie weinend über böse Worte des Wirtes, „Schiff“ und „nach Hongkong“, das hatte genügt. Einige Wink, noch zwei Abende — der Mann geigte ihr sogar einen falschen Koh mit amerikanischen und chinesischen Stempeln. Man-Wu wollte nun zu Fu-Yong gehen, ihm ihre Rückkehr nach China mitteilen. Er reichte gerade einem Mann in gelbem Atlas lächelnd die Pfeife. In diesem Augenblick erfolgte das Licht. Yung, zu Boden gesunken, schrie. Der Mann im Atlasstiel sprang auf, erhielt einen Schlag — die Diener staken in der finsternen Küche — Man-Wu würgte an einem Knebel, fühlte sich emporgehoben — am Durchgang blühte eine Taschenlampe auf, und vor der Türe stand ein Auto mit verdeckter Nummer. Drei Kerle verbarrikadierten den Ausgang mit einem Sack Zement. Als der Wagen vorwärts kourte, trachte ein Schuh durch die Rückwand und oben wieder hinaus. Man hatte nicht mit Fu-Yongs zweitem Ausgange gerechnet. Jedenfalls rannte er, von den Dienern befreit, und feuerte fünfmal. Damit war Chinatown alarmiert. Zu spät, denn nur ein Chineser wurde überfahren — das Auto nahm zwei Ecken über Kanfleine, schief in den Kurven, und war in einer finsternen Straße glatt verschwunden.

Witzigen Stunden später fand man den Wagen auf einer Landstraße, die nach dem Süden führt. Das Einschubloch in Rückwand und Verdeck ließ keinen Zweifel an der Identität, und ein Chicagoer Manufakturwarenhandeler war überglücklich, als er sein vor drei Tagen verschwundenes Auto wieder in Empfang nehmen konnte. Eins breitete der Polizei Kopfzerbrechen: rund um das Auto führten Fußspuren von sechs deutlich unterscheidbaren Schuhgrößen, aber kaum zehn Meter weit entfernt verschwanden sie wieder. Dabei war der angewandte Trick sehr einfach. Einer der Herren Entführer hatte mit sechs Paar Stiefeln im Auto gewartet, den Wagen irgendwohin gefahren, war dann immer zehn Minuten lang mit einer anderen Schuhgröße auf der Landstraße spazieren gegangen und hatte sich endlich auf ein im Wagen mitgeführtes